

DIE MALEREI ALS EINSTIEGSDROGE FÜR DEN COMPUTER?

Vortrag vom 13. Januar 1999, Kunstakademie Münster

Der angegebene Titel ist zugebenermaßen etwas flapsig – er war vorschnell bei einer Besprechung mit Dr. Martin Henatsch gefunden. Seien wir hier also jetzt genauer:

Mein Interesse gilt dem Bild. Meine Arbeit, von der hier die Rede sein soll, ist Ausdruck dieses unbedingten Interesses am Bild. Sie ist Ausweis meiner bald 20jährigen Auseinandersetzung mit dem Bild. Darum beanspruche ich, was die Frage des Bildes betrifft, Kompetenz. Diese Kompetenz, dieser Sachverstand soll im heutigen Vortrag angesichts der neuen technischen Möglichkeiten der Bildherstellung am Rechner einer Prüfung unterzogen werden.

Das Technische, ob es nun der Rechner oder die Malerei ist, interessiert mich eingeständenermaßen nur insofern, als sich deren technische Möglichkeiten in den Dienst meiner Bildvorstellung nehmen lassen. Es ist für mich zudem ungewohnt über technische Probleme meiner Bildherstellung zu sprechen, weil ich es für eine Marginalie halte. Vor gemalten Bildern habe ich nie über Malerei gesprochen, um im Verschweigen deutlich zu machen, dass Malerei kein Problem ist. Es schien mir umso wichtiger aber über meine Bildvorstellung zu referieren, um mich vom Kontext, in dem meine Bilder gezeigt wurden und werden, zu distanzieren. Der ausufernde Monolog, der meine Bildproduktion begleitete, sollte meine Bilder von Fragen der Kunst oder Malerei distanzieren, weil mich beide Fragestellungen nicht interessieren. Zur Präzisierung oder Klärung beider Begriffe hat aber meine Arbeit nichts beizutragen.

Hingegen hat sie alles mit der Frage gemein, was ein Bild sein könnte. Wenn ich hier wieder monologisiere, so offensichtlich darum, um die Bildfrage von Fragen der technischen Realisierbarkeit zu distanzieren.

Unter einem Bild verstehe ich ganz allgemein die scheinbare Tiefe auf einer Fläche, den dreidimensionalen Vorschein eines Sachverhaltes auf zwei Dimensionen. Den dreidimensionalen Vorschein nennt man heute oft den virtuellen Raum. Bei einem Bild interessiert mich sowohl der scheinbare Raum als auch die offensichtliche Fläche, worin dieser erscheint. Mich interessiert das Verhältnis beider zueinander. Diskutierbar ist aus meiner Sicht dieses Verhältnis aber nur in dessen Fürwahrnehmung, also dass es gezeigt und gesehen wird. Dies ist schliesslich eine gesellschaftliche Frage, denn es muss beantwortet werden, welchen Sinn es macht dieses Verhältnis vor aller Augen zu problematisieren.

Die folgenden Ausführungen sollten also unter dieser meiner Behauptung eines ausschliesslichen Bildinteresses zur Kenntnis genommen und geprüft werden. Meine Thesen können nur innerhalb dieser von mir bestimmten Parameter Gegenstand einer sinnvollen Diskussion sein.

Die Bilder, die ich am Rechner hergestellt habe, umfassen Datenmengen von bis zu 70 Gigabyte. Eingeständenermaßen weiss ich nicht genau, was das in aller Konsequenz bedeutet. Ich konnte aber jeweils der stolzen Rötung der Gesichter der Techniker entnehmen, dass sie solche Angaben mit Genugtuung erfüllten und ihnen scheinbar ein Gefühl von Macht vermittelten. Machtgefühle im Zusammenhang mit Bildern schienen mir höchst interessant, waren Bilder doch im Anfang Zeichen der Macht. Als würde sich in der Rötung der Gesichter ein Atavismus melden.

Megabyte und Gigabyte sind nur zwei von vielen Begriffen, die in der Umgebung von Rechnern, Druckern, Diskettenlaufwerken und Kabeln heute in den teppichausgelegten Computerbüros herumfliegen. Es hat sich an solchen Orten eine Geheimsprache, eine Insidersprache herausgebildet. Man sitzt, umgeben von diesem Jargon, in ergonomisch gestalteten Sitzmöbeln und ist vom ewigen Starren auf Bildschirme überreizt, müde und kopfschwer.

Nicht ich, sondern andere stellten also meine Bilder her. Was ich mir schon immer für die Malerei gewünscht habe, ist mit den neuen Techniken möglich. Einen kompetenten Maler zu finden, der bereit wäre meine Bilder so, wie ich sie mir vorstelle, zu malen, habe ich bisher nicht gefunden. Malerei ist kein dienendes Handwerk mehr, wohingegen die neuen Techniken sich wertfrei in den Dienst stellen lassen.

Im ehemaligen Meister/Schüler-Verhältnis war diese Arbeitsteilung noch gegeben. Die fortgeschrittenen Studenten führten die Arbeit ihres Meisters aus.

Ich gestehe freimütig, dass ich als jetzt Lehrender mit der Wiederbelebung dieses Selbstverständnisses liebäugle. Ich kann mir vorstellen, dass Sie, die anwesenden Studenten, diesen Vorschlag als Zumutung, wenn nicht sogar als entmündigende Sklaverei weit von sich weisen würden.

Trotzdem, ein paar geschickte Studenten könnten mit etwas Übung meine Bilder ohne Zweifel genauso gut malen wie ich. Und ich müsste mich nicht mehr mit Farbe bekleckern. Der Schmutzanteil der Malerei hat mich immer

schon gestört. Zudem würde es der Versachlichung meiner Bilder dienen und die persönliche Handschrift, wenn es solches überhaupt gibt, noch vollständig eliminieren. Ich bin mir ja gar nicht so sicher, ob es die persönliche Handschrift gibt oder ob dieses vielbeschworene Phänomen nicht Anzeichen eines mehr oder minder vorhandenen Unvermögens ist, mit dem Pinsel umzugehen. Ich würde also mit der Unerbittlichkeit meisterlicher Strenge darüber wachen, dass es so etwas wie persönliche Handschrift in meinen Bildern, ausgeführt von fleissigen Studenten, nicht mehr gäbe. Ich habe mir auch schon die passenden Malkittel für die Schüler ausgemalt: Ein unauffälliges Taubengrau, damit sie meinen Blick auf die Bildfarbigkeit nicht stören. Ich hätte, um meine übergeordnete Funktion deutlich zu machen, ein rotes Gewand an.

In einer deutschen Akademie ist ein Student spätestens nach dem zweiten Semester, also nach der Orientierungsstufe, genötigt, sein Tun mit einem Kunstanspruch zu legitimieren. Aus meiner Sicht verhindert das ein erfolgreiches Lernen. Die Auseinandersetzung mit Bildern ist in ihren Grundlagen auch ein gestalterisches Metier und stützt sich auf die Erfahrungen im Umgang mit Farben und Formen. Es ist ein grossartiges Erlebnis z. B. eine Farbe aufzustrichen oder einen Farbklang zusammenzustellen oder ein Volumen herauszuarbeiten. Mit Kunst hat dieses Erlebnis vorerst nicht zu tun und ist doch immer noch wesentlicher Bestandteil eines Kunsterlebnisses. Versucht ein Student nun solche Grunderfahrungen zu machen, gerät er unter dem heute herrschenden Selbstverständnis in ein Dilemma. Er reproduziert Beispiele aus der jüngeren Kunstgeschichte und ihm wird beschieden, dass das alles sehr unoriginell wäre. Darum wird er es schnell sein lassen und grübelnd in kunsttheoretischen Schriften zum verzweifelten Schluss kommen, dass ihm die Wege in die Kunst alle verschlossen sind.

Ich stelle mir aber vor, dass ein Student im entschiedenen und gesicherten Kunstgefüge eines erfahrenen Künstlers, daran mitarbeitend, die malerischen Grunderfahrungen unbelastet machen könnte. Zudem könnte er sie im Ganzen eines Kunstgedankens gelingen sehen. Gerade das Gelingen, das Erlebnis massgenauen und richtigen Tuns in Bezug auf ein Ganzes, kann für ihn zur Grundlage für ein eigenes Werk werden.

Ich habe bei vielen Gelegenheiten immer wieder betont, dass das Bild ein Ort ist. Hier und jetzt, ein Ort im klassischen Sinne. Das Bild ist der Ort seines Vorkommnisses, seines Hervorscheins und das Bild ist der Ort, an dem sich Raum, der Bildraum eröffnet.

Diese Raumauffassung unterscheidet sich von der physikalisch-geometrischen Raumvorstellung. Dort ist der Ort ein Punkt im Raum. Hier aber verdankt sich der Raum dem Ort, wird ganz eigentlich aus diesem heraus erst entlassen: Ein Bild ist ein ausgezeichnete Ort, wo sich Raum auf tut, Raum zur Entfaltung des Artistischen. Insofern wohnt der Künstler im Werk. Nachdrücklich verantwortet wird dieser Raum aber nur in seiner Offenheit. Nur in der Offenheit ist das Bild wahr. Das Bild ist ein öffentlicher Raum.

Wir erinnern uns an das Wort „Kunst im öffentlichen Raum“. Tatsächlich hat ein Werk seinen schönsten Ort in der Offenheit eines Bildes, im eröffneten Bildraum.

Aus dieser Überlegung heraus habe ich meine Studenten eingeladen ein Werk in meiner Stadt, im Bild meiner Stadt zu platzieren. Es gelang Kurse für die Studenten zu organisieren, so dass sie sich in der Technik der High-End-Geräte haben ausbilden lassen können. Innerhalb dieser Kurse entwickelten sie ihre je eigenen Werke und installierten sie am von ihnen ausgesuchten Ort der Stadt. Entstanden ist so ein „Gastspiel“, wie die Studenten dann auch ihre Ausstellung dieser Arbeit im Kunstverein Hannover nannten. Unter dem Titel „Grüsse aus Huberville“ fand später eine weitere Präsentation in der Galerie Akinci in Amsterdam statt.

Wie sah die Präsentation aus? An der Wand sieht man eine grossflächige Videoprojektion der Stadtansicht. Im Raum steht ein Pult. In dessen Lesefläche ist ein sog. «touch screen» eingelassen. Dort sieht man die Wiedergabe des Grundrisses der gesamten Stadt. Durch Berührung an einem Ort im Grundriss führt eine Kamerafahrt auf der Projektion an den entsprechenden Ort und zeigt die studentische Arbeit an dieser Stelle. Die Studenten haben die Begegnung mit ihrem Werk in einem animierten Film je eigen gestaltet. Zusammengehalten werden die einzelnen Werke der Studenten vom Bildganzen der Stadt. Ohne Zweifel ist darum der Gesamteindruck stark von meinen Bildvorstellungen geprägt. Die gesamte Videoapplikation ist von Studenten mit Hilfe der Techniker am IMF erstellt worden. Es ist, mit studentischen Ergänzungen, ein Werk von mir dabei entstanden. Insofern steht es im eingangs geschilderten Selbstverständnis eines Meister/Schüler-Werkes.

Dass die Studenten an den Rechnern arbeiten konnten, ist nicht selbstverständlich.

Die Kapazitäten am Institut waren bis dahin vor allem den Designern vorbehalten geblieben. Die Freie Kunst hatte keinen Zugang. Das haben sich die Verantwortlichen der Freien Kunst aber selbst zuzuschreiben, hatten sie sich doch in ihrem überzogenen Maleifer gegen die elektronischen Medien gewandt und vorrangig das malerische Medium ausgestattet. So haben wir in Braunschweig z. B. einen beamteten Sachverständigen für Maltechnik in einer riesigen Werkstatt mit angeschlossenem Materiallager. Er führt dort aber ein einsames Leben, weil kaum einer seine Dienste in Anspruch nimmt. Wir haben auch einen beamteten Fachprofessor für Aktzeichnen in einem riesigen Aktsaal. Aktzeichnen findet dort, wenn noch, für Senioren und Zweithörer statt. Wir haben einen riesigen Etat für Aktgelder. Dafür könnte man ein ganzes Bordell ein paar Monate beschäftigen. Das Geld ist am Ende des Jahres meist unangestastet und verfällt. Die Arbeitsplätze für Computerarbeit und die Schnittplätze für Film sind dagegen über lange Wartelisten im Schichtwechsel 24 Stunden besetzt. Versuche, diese Medien mit technischem Personal ausreichend zu betreuen, sind bisher an finanziellen Fragen gescheitert. Es besteht die Gefahr, dass z. B. das besagte Institut für Medien darum geschlossen werden muss. Die Herstellung dieses Werkes hat gezeigt, dass die neuen Medien einer intensiven, technisch kompetenten Betreuung bedürfen. Beim heutigen Stand der Bedienerfreundlichkeit, bzw. um es präziser zu sagen, Unfreundlichkeit ist Hilfe unabdingbar. Ich habe manchen Studenten erlebt, der tränenerstickt und im Zustand schon lebensbedrohlicher Verkrampfung vor dem Rechner sein junges Selbstbewusstsein anfallartig hat fallen lassen, weil er nach vier Stunden Suche noch immer nicht jenen Schalter gefunden hat, der ihn einen Schritt in seiner Arbeit weitergebracht hätte. Die wenigen und chronisch überlasteten Sachverständigen vor Ort haben sich angesichts der perpetuierenden Epilepsien eine Attitüde gleichgültiger Arroganz zugelegt und kümmern sich, wenn noch, um die komatösen Fälle.

Andererseits werde ich aber auch oft den Verdacht nicht los, dass die Arroganz der Techniker nicht allein Selbstschutz, sondern tatsächlich Ausdruck von Verachtung ist. Die hybriden Rechner und die Vernetzung tausender von hysterischen Programmen und dazu das Bewusstsein, in diesem Verwirrspiel einer riesigen rotierenden Datengiganteske als einziger mit ein paar geheimnisvollen Befehlen das Licht wieder anzumachen zu können, muss diese Menschen mit Allmachtsgefühlen erfüllen, so dass wir ihnen nur als die letzten Idioten vorkommen müssen. Darum besteht die Gefahr der Selbstüberschätzung, denn die sicher bewundernswürdige Beherrschung der Technik bedeutet noch kein Bildgelingen. Die Überschätzung der Technik durch die Spezialisten wie auch des digitalgeilen Publikums suggeriert eine Bildmacht, die nicht gegeben ist. Die offensichtliche Fehleinschätzung zeigt nämlich allerorten nur Monstrositäten, hohle Gesten. Man sieht dann komisch mittelalterliche Fantasyfiguren mit viel Nebel in künstlichen Stahlgewittern, dümmliche Erotik rein voyeuristischer Provenienz oder muskulöses Kraftgemeiere phallischer Maschinenungeheuer. Die Technikgläubigkeit führt offensichtlich zu solchen verschrobene Esoterismen. Ich musste mir früher schon, bei den Siebdruckern, also auch Technikern, ihre sog. besten Blätter anschauen. Das war immer ein schillernd schlieriges Surrealistengewabere oder ein seelentief sensibles Geträufele auf Büttchen. Meine mitgebrachten Entwürfe wurden regelmässig abschätzig als technisch uninteressant und darum wertlos beiseite gewischt.

Darum bin ich der Überzeugung, dass der Vorrang des Technischen nur Ungeheuer hervorbringt. Ob das nun Malerei als Malerei ist oder Computerkunst als Computerkunst. Die Kompetenz der Bildherstellung liegt nicht im technischen Vermögen, sondern in einer massgebenden Bildauffassung. Aus der Perspektive meines Bildverständnisses kritisiere ich die heutige Bildauffassung als zu blickabhängig. Das Bild ist zu einer totalen Repräsentation, also wie das Wort sagt, Vergegenwärtigung verkommen. Das Bild ist zum Synonym der unbeschränkten Verfügbarkeit des im Bild Gezeigten und Gesehenen geworden. Duchamp hat einst diese Bildauffassung als retinal diffamiert. Ein Bild ist aus meinem Verständnis so sichtbar, wie es auch verborgen ist. Ein Bild ist sinnfällig nur zu sehen, wo es sich zu grossen Teilen dem Blick auch entzieht. Ich verhehle nicht, dass ich hier aus einem protestantisch geprägten Ikonoklasmas heraus argumentiere. Bilder, am Rechner entwickelt, erlauben einen Arbeitsprozess, der den Blick auf eben diese Bilder nicht schon von Beginn an vorwegnimmt. Man kann am Rechner Bilder entwickeln, die ohne Blick darauf auskommen. Bei meiner herkömmlichen Bildherstellung war ich immer genötigt den Bildprospekt aus einem Augpunkt heraus zu erschaffen. Die perspektivischen Gesetze nötigten mich, den Blick auf etwas, das erst noch entstehen sollte, bereits im Vorherein festzulegen. Vor jeder Bildherstellung war das Auge immer schon alles beherrschend da.

Am Rechner lässt sich eine Bilddatei aufbauen, ohne deren spätere Sichtbarkeit schon bestimmen zu müssen. Der schliessliche Blick ist nachträglich und wird dementsprechend abgewertet bzw. auf seine Zufälligkeit verwiesen. Darum ist es möglich am Rechner eine Bildwelt zu erschaffen, hinter der das Auge ewig zurückbleiben muss. Dieser Umstand allein hat mich dazu geführt, Bilder mittels des Computers zu machen.

Die tatsächliche Visualität dieser Bilder, ihr materielles Erscheinungsbild ist aber ähnlich problematisch, wie das bei gemalten Bildern der Fall ist. Es gilt ja immer eine Spannung aufrecht zu erhalten zwischen dem, was sich augenscheinlich zeigt, also der Auftrag von Material auf einer Fläche und dem, was sich dadurch anschiekt etwas zu bedeuten. Das eine ist sichtbar, das andere ist im besten Falle sichtbar gemacht.

Es kann eine wichtige Arbeit in diesen Zeiten sein, die neuartigen Materialien und die noch ungewohnten Techniken, diese Materialien zu sichten, mit der sensiblen Genauigkeit zu untersuchen, so dass diese zu verbindlichen Trägern von Zeichen werden können. Natürlich ist es schon zu vermessen zu glauben, wir könnten mit dieser Arbeit die Industrie dazu bringen, dass sie Material entwickelt, das unseren Ansprüchen genügt. Aber wünschbar wäre es. Es wäre schlüssig, damit meinen Vortrag zu beenden. Als ehemaliger Maler habe ich mir aber den Sinn für das banal Praktische bewahrt. Einer meiner Lehrer stellte mir den Vorzug des Malers vor dem Philosophen so dar: Der Maler kann in einer momentanen Schaffenskrisis immerhin die Pinsel waschen und die Palette säubern. Was macht da der Philosoph? Vielleicht noch den Aschenbecher leeren, dabei kommt er kaum zu neuen Ideen.

Hier darum im Computerzeitalter die harten und banalen Fakten am Schluss. Eine Stunde am Rechner kostet in der freien Wirtschaft zwischen 300,- und 1200,- DM. In dieser Zeit ist nicht viel zu machen. Nur die Möglichkeit die Stadt als Forschungsvorhaben an der Schule zu entwickeln, erlaubte mir die jetzt vorhandenen Bilddateien zu erstellen. Heute muss ich jede weitere Arbeit daran selbst finanzieren. Eine erneute Bildbestimmung aus der vorhandenen Datei kostet ca 1500,- DM. Da die Daten im Computer im RGB-Farbraum erstellt sind, müssen sie für einen Ausdruck in den CYMK-Farbraum umgewandelt werden. Die aufwendige Umrechnung kostet pauschal und damit günstig berechnet auch 1500,- DM. Der Ausdruck über ein Inkjet-Verfahren mit 700 dpi beläuft sich bei einer angemessenen Bildgrösse von etwa 150 x 200 cm auf 2000,- DM. Es kommen dann noch Kaschierungskosten und Aufhängevorrichtung dazu, die sich auf etwa 1000,- DM belaufen. Die Visualisierung eines Bildes beläuft sich also auf ca. 6000,- DM. Will man am Kunstmarkt eine plausible Rendite für Galerie und Künstler erzielen, muss man von einem Endpreis bzw. Verkaufspreis von 18000,- DM ausgehen.

Versuchen Sie, verehrtes Publikum, einen neuen Bildvorschlag zu einem solchen Preis am Markt einzuführen. Meine malerischen Produkte im selben Format liegen beim selben Preis. Sie sind aber garantiert einzigartig, edel gerahmt und echt in Öl. Der Aufwand für ein gemaltes Bild ist aber zeitlich wie materiell weitaus geringer. Die Rendite ist bei Malerei heute ohne Zweifel höher. Bildprodukte, digital hergestellt, würden sich nur in Massenaufgabe lohnen. Das ist aber bei der massgebenden Kunst nicht möglich.

Darum plädiere ich hier, am Ort einer Kunsthochschule, eindringlich für eine intensive Förderung dieser Medien. Unser Blickfeld, unsere Orientierung durch Bilder wird zunehmend durch Blickfänge, die digital hergestellt wurden, bestimmt. Wenn der immense Erfahrungsschatz der bildenden Kunst sich gesellschaftlich weiterhin einbringen will, muss er in die neue Form der Bildherstellung mit eingebracht werden. Wenn die Kompetenz, was das Sehen uns bedeutet, sich sozial noch bewahren will, muss gerade eine staatliche Institution gewährleisten, dass dieser Erfahrungsschatz, das Bildwissen, ausserhalb ökonomisch bedingter Auflagenhöhe weiterhin gepflegt wird. Bilder sind in den neuen Vermittlungsformen, sprich Medien, mit den Produktionsmöglichkeiten der Künstler nicht mehr realisierbar, weil sie nicht mehr finanzierbar sind.

Es gibt nicht nur die überall besprochene Gefahr, dass Kunst wegen fehlender Mittel nicht mehr ausgestellt werden kann. Sie läuft Gefahr schon gar nicht mehr produziert werden zu können. Meine Ausführungen hier waren der Versuch diese Gefahr anzudeuten.